



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

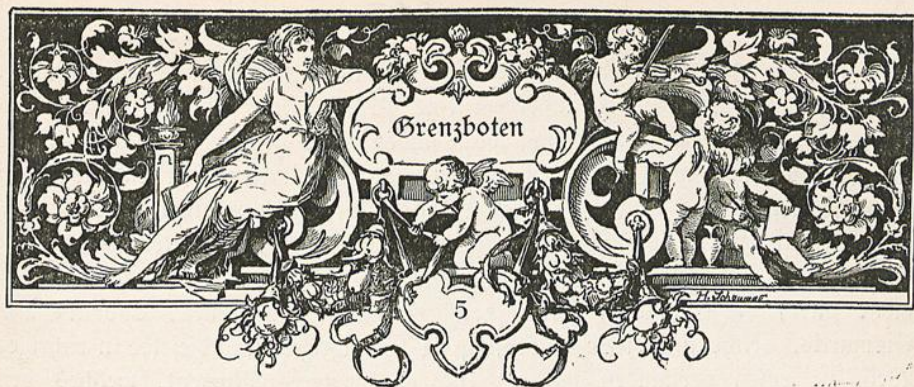
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freisinnige Sünden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Freisinnige Sünden.



n der Einleitung zu seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet es Gerwinus als eine charakteristische Eigentümlichkeit unsrer Zeit, daß in ihr der große Einfluß Einzelner, Regenten oder Privaten, kaum zum Vorschein komme. Seit Napoleon dem Ersten sei kein wahrhaft hervorragender Geist aufgetreten, der die Aufmerksamkeit der Mitlebenden vorzugsweise auf sich hätte lenken können, kein wahrhaft großer Charakter, der die Geschicke eines Volkes in seine Hände genommen hätte oder der Vertreter einer ganzen Zeitbestrebung geworden wäre. Aber darin gerade sieht der Geschichtschreiber die eigentümliche Größe unsrer Zeit. Der hervorragende Rang der großen Begabung sei in Abnahme, aber die Zahl der mittleren Begabungen in desto größerer Zunahme begriffen, im einzelnen geschehe nichts Großes und Erhabenes, aber im ganzen sei es eine wahrhaft große und erhabene Wendung in der Gestalt des öffentlichen Lebens, daß die Geschichte dieser Zeit nicht bloß Biographien und Fürstengeschichte zu erzählen habe, sondern Völkergeschichte.

Diese Worte hatten zu der Zeit, in der sie niedergeschrieben wurden, zu Anfang der fünfziger Jahre, einen Schein von Berechtigung insofern, als die vorangegangenen Jahrzehnte sich in der That erschreckend arm an schöpferischen Geistern bewiesen hatten. Daß freilich auch die tiefgehendsten Bewegungen eines ganzen Volkes nicht imstande sind, zu einem gedeihlichen Erfolge zu führen, wenn sie nicht von einer über die Masse hinausragenden Individualität erfaßt und geleitet werden, darüber hätte den Heidelberger Professor ein Blick auf das klägliche Scheitern der auf Herstellung der nationalen Einheit gerichteten Bestrebungen in Deutschland und Italien, sowie die vor seinen Augen sich vollziehenden Vorgänge in Frankreich, wo gerade damals die demokratische Be-

wegung von 1848 in einen Sieg des Cäsarismus ausmündete, belehren können. Insofern aber diese Worte außerdem eine Prophezeiung für die Zukunft bedeuten sollten, ist wohl selten eine solche schneller und glänzender Büßen gestraft worden. Nur wenige Jahre weiter, und eben jene italienischen und deutschen Einheitsbestrebungen, welche das ganze Jahrhundert hindurch immer wieder aufgetaucht und immer von neuem gescheitert waren, hatten sich durchgesetzt, nicht sowohl durch die Wucht der ihnen zugrunde liegenden Volksstimmung, als vielmehr durch die Genialität zweier hochbedeutenden Individuen, Cavour's und Bismarck's, welche sich dieser Bewegung zu bemächtigen und dieselbe in richtiger Weise zu lenken verstanden hatten. Und ein weiteres Moment, welches den Sieg dieser Bestrebungen wenn nicht möglich gemacht, so doch jedenfalls erleichtert hat, haben wir zu suchen in der ganz individuellen Charakterbeschaffenheit einer dritten, immerhin hervorragenden, wenn auch jenen beiden andern nicht gleichzustellenden Persönlichkeit, Napoleon des Dritten, der im Gegensatz zu der Stimmung seiner Nation das Nationalitätsprinzip innerhalb gewisser Grenzen wirksam gefördert hat.

Seinem Ausspruche von Gerwinus, welcher durch die unmittelbar folgenden Ereignisse eine so beschämende Widerlegung gefunden hat, kommt aber insofern eine gewisse höhere Bedeutung zu, als in ihm nach dem alten Sage, daß der Wunsch der Vater des Gedankens sei, eine weitverbreitete Lieblingsmeinung unsrer Zeit zu tage tritt. Die demokratische Stimmung unsers Jahrhunderts, nicht zufrieden damit, mit dem blinden Autoritätsglauben früherer Zeiten gründlich gebrochen zu haben, ist allmählich dazu vorgeschritten, gegen jede über das Mittelmaß hinausragende Kapazität eine Art von instinktiver Abneigung zu empfinden. Es macht sich dieser Zug auf allen Gebieten ohne Ausnahme bemerkbar. Wer auf gewöhnliche Weise mit den gewöhnlichen Mitteln und der gewöhnlichen Technik Mittelmäßiges leistet, wird beifällig begrüßt, wer es versucht, auf selbstgebahntem Wege wandelnd ein Neues zu schaffen, wird verkannt und bleibt unverstanden. Sieht man sich schließlich kraft der unwiderruflichen Macht, welche dem Genius innewohnt, zu einer halb widerwilligen Anerkennung gezwungen, so sucht man diese sofort nach Kräften abzuschwächen, indem man das nicht abzuleugnende Gute soviel als möglich auf fremde Einflüsse, auf schon Dagewesenes zurückführt, dagegen mit Vorliebe bei den etwa vorhandenen Mängeln verweilt und die unbestreitbaren Vorzüge mit einigen lobenden Prädikaten kurz abfertigt. Die immer mehr überwuchernde Neigung zur Kritik, welche unser Zeitalter charakterisirt, scheint ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber großen und segensreichen Leistungen garnicht mehr aufkommen lassen zu wollen.

Einen bezeichnenden Ausdruck hat dieser immer mehr überhandnehmende Hang zur Undankbarkeit neuerdings gefunden in einem Aufsatze des englischen Philosophen Herbert Spencer. Derselbe wendet sich gegen den von August Comte, den Begründer des Positivismus, ausgehenden Vorschlag, künftig an die Stelle

der Verehrung der Gottheit diejenige der Menschheit zu setzen, wobei unter Menschheit diejenigen großen Individuen verstanden werden, die sich um die Kulturentwicklung in irgendeiner Weise verdient gemacht haben. Dieser Vorschlag hat namentlich in der von Comte ihm gegebenen Fassung viel wunderliches, und man wird den von Spencer gegen ihn erhobenen Einwendungen bezüglich mancher Punkte nur beistimmen können. Bedenklich aber ist ein Argument, welches er unter anderm gegen die Verehrung jener großen Individuen in die Schranken führt. Er meint, man sei auch deshalb jenen Männern, die mit Wollen und Wissen die Kulturentwicklung gefördert haben, keinen Dank schuldig, weil sich dieselben nicht sowohl von selbstlosem Interesse an der Menschheit, als von egoistischen Beweggründen hätten leiten lassen, möchten diese letztern nun in der eignen Freude am Schaffen oder in der Hoffnung auf materiellen oder geistigen Lohn bestehen. In dieser Allgemeinheit ist das entschieden nicht richtig. Wenn jemand ein schönes Gedicht schafft oder ein schönes Bild malt, so läßt er sich zunächst freilich durch seinen Schaffenstrieb bestimmen, dem das Kunstwerk als solches Selbstzweck ist; daneben aber hat er doch beständig das Gefühl, daß das, was er schafft, dazu geeignet sei, andern Freude zu machen, und dieses Bewußtsein giebt seinem Thun erst den rechten Nachdruck und die rechte Freudigkeit. Noch unmittelbarer fällt beim Erfinder und vollends beim Staatsmann die Freude an der eignen Thätigkeit mit der Freude an dem durch diese Thätigkeit bewirkten allgemeinen Nutzen zusammen. Denn jedem Staatsmanne, der nicht von der nacktesten persönlichen Herrschsucht bestimmt ist, gewährt seine Thätigkeit doch nur eben deshalb Befriedigung, weil sie der Allgemeinheit dient. Wollten wir denen, welche auf diesem Gebiete mit Absicht und Bewußtsein erfolgreich thätig sind, deshalb unsern Dank versagen, weil ihr Wirken bis zu einem gewissen Grade immer gleichzeitig unter dem Einflusse egoistischer Motive steht, so müßte die Dankbarkeit als solche aus der Welt verbannt werden, denn wer immer wohlthätig wirkt, wird dies auch seiner eignen Selbstbefriedigung halber thun.

Indes die von dem englischen Philosophen eröffnete Aussicht, der manchmal recht unbequemen Dankverpflichtung, welche die Verdienste großer Männer uns auferlegen, durch die jederzeit mögliche Berufung auf deren etwaige egoistische Motive entgehen zu können, ist dem Zeitgeist viel zu willkommen, als daß seine Ausführungen nicht auch diesseits des Kanals freudige Zustimmung hätten finden sollen. So finden wir sie beispielsweise in einem Aufsätze „Von dem Werte der Menschheit,“ welchen die „Nation,“ das Organ des rechten Flügels der deutsch-freisinnigen Partei, am 1. November v. J. veröffentlicht hat, wiedergegeben und beifällig kommentirt. Den Verfasser dieses Aufsatzes interessirt als Laie und immer auf das „Aktuelle“ gerichteten Politiker, dem es nicht sowohl um die allgemeinen Gedanken als solcher, als vielmehr um die Verwertung derselben für die Erfordernisse des Tages zu thun ist, vor allem der Nutzen,

der sich aus diesen Ausführungen in bezug auf einen ganz konkreten Fall zu ergeben scheint. Welches dieser ganz konkrete Fall ist, offenbart er uns selber am Schlusse seines Artikels. Er kann es dem Engländer nicht hoch genug anrechnen, daß er dem Kultus der Menschheit, welcher zwar eine bloße Phrase, aber doch mehr als harmlose Phantasterei sei, ein Ende gemacht habe. Denn von der Anbetung einer solchen Abstraktion sei es nicht weit zu dem Gedanken, irgendeinem Vertreter der Menschheit, einem unfehlbaren Sterblichen praktisch die Rolle der Vorsehung zuzuteilen. Und damit nicht irgendein harmloses Gemüt auf den Gedanken komme, unter jenem unfehlbaren Sterblichen, vor dessen Verehrung so nachdrücklich gewarnt wird, könne etwa der heilige Vater in Rom gemeint sein, fährt der Verfasser erläuternd fort, es fehle nicht an Beispielen, daß mächtige Staatsmänner in ihrer Person die Funktionen einer irdischen Vorsehung zu konzentriren suchten, indem sie davon ausgingen, daß die Menschheit als Gesamtheit zu unbeholfen für eine solche Thätigkeit sei. Solche Konsequenzen der Menschheitsreligion halte er für gefährlich, und er sei deshalb dem Philosophen dankbar, der den Vordersatz umstoße.

Hinc illae lacrimae. Also all dieser Eifer, die vertrauensselige Menschheit vor allzu inniger Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter zu warnen, wird nur deshalb aufgewandt, damit das deutsche Volk sich nicht etwa verleiten lasse, seinen größten Staatsmann als unfehlbar oder als eine Art von Vorsehung zu betrachten.

Nun, der Verfasser möge sich beruhigen. Soviel wir gehört haben, ist die Unfehlbarkeit des Reichskanzlers noch von keiner Versammlung proklamirt worden, und auch Tempel oder Altäre sind ihm unsers Wissens bisher noch nicht errichtet worden. Ein guter Teil der Deutschen ist nur der einfältigen Meinung, der Leiter unsrer öffentlichen Angelegenheiten habe nachgerade hinreichende Proben seiner Befähigung abgelegt, um ein gewisses Vertrauen auch in bezug auf diejenigen Maßregeln, deren Erfolg noch unbekannt ist, zu rechtfertigen, wenigstens solange als nicht die Schädlichkeit derselben in evidenter Weise nachgewiesen ist. Sie haben für diese ihre kindliche Anschauung einen Bundesgenossen an dem bekannten Ausspruche des freilich heutzutage sehr altmodischen Aristoteles: wo in einem Staate ein Bürger sich so vor den andern auszeichne, daß die Tugend und staatliche Kunst aller andern zusammengenommen mit der seinigen nicht zu vergleichen sei, da bleibe nichts weiter übrig, als daß alle ihm freiwillig gehorchten.

Es ist zuzugeben, daß diese hervorragenden Männer selten genug vorkommen, aber bisweilen werden sie durch eine besondere Gunst des Geschickes den Völkern zuteil, und es ist immer eine große Unklugheit gewesen, wenn man diese seltene Gabe undankbar zurückgestoßen hat, eine Unklugheit, die sich jedesmal an den Betreffenden aufs bitterste gerächt hat, wofür vielleicht das schlagendste Beispiel die Ermordung Cäsars ist.

Die ängstliche Warnung davor, einem Sterblichen die Rolle der Vorsehung zuzuteilen, hat aber einen tieferen Grund. Die Rolle der Vorsehung spielt derjenige, welcher im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit einem andern die Sorge für sein Wohl ganz oder teilweise abnimmt. Nun ist es aber ein demokratisches Axiom, daß für sein eignes Wohl im allgemeinen der Betreffende am besten selber Sorge. Dies ist nun nicht einmal in bezug auf den Einzelnen immer richtig, denn um sein wahres Wohl zu erkennen, dazu gehört schon eine gewisse Erfahrung und Reife des Urteils, die man nicht ohne weiteres jedermann zutrauen kann. Noch weniger aber ist die Richtigkeit dieses Axioms zuzugeben, wenn es sich um ein ganzes Volk handelt. Denn ein Volk besteht aus vielen Einzelnen, von denen jeder sein bestimmtes, von dem der andern verschiedenes und oft ihm geradezu entgegengesetztes Interesse hat. In dem Streite der verschiedenen Interessen diejenigen, welche für die Gesamtheit im Augenblicke und auf die Dauer die meiste Wichtigkeit besitzen, herauszufinden, das vermögen weder die einzelnen Interessenten als solche, noch die Gesamtheit derselben, deren Meinung sich ja naturgemäß nur durch Majoritätsbeschlüsse kundthun kann. Denn die Majorität eines Volkes pflegt für die selbständige Lösung derartiger schwierigen Fragen weder hinreichende Reife des Urteils noch die gehörige Erfahrung zu besitzen. Was das wahre Interesse einer Nation ist, versteht nur der in genügendem Maße zu beurteilen, der sich mit den Angelegenheiten und Bedürfnissen derselben eine Zeit lang beschäftigt hat, und zwar nicht bloß in theoretischer Weise, sondern auch praktisch. Denn in der Politik kommt es nicht lediglich darauf an, gewisse Regeln festzustellen, mit deren strikter Befolgung dann alles abgethan ist, sondern die Hauptsache ist, in jedem Falle genau zu prüfen, welche Regel und wie weit dieselbe anzuwenden sei. Die Politik ist mit einem Worte, wie auch Fürst Bismarck neuerdings wieder einmal hervorgehoben, keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Jeder Künstler aber unterscheidet sich von denen, welche es nicht sind, nicht in quantitativer Weise, sodaß z. B. viele Dilettanten einem Künstler gleichkämen, sondern qualitativ. Selbst der mittelmäßige Künstler, der mittelmäßige Staatsmann hat vor dem Laien einen unschätzbaren Vorteil voraus, die Beherrschung des Technischen; bei dem Meister gesellt sich als zweites noch eine mehr oder minder hohe Begabung hinzu.

Ein gewisses Maß solcher Begabung gestehen ja nun unsre Demokraten dem Reichskanzler auch zu; sind sie doch sogar so gütig, denselben, wie dies beispielsweise in der am 17. Januar d. J. ausgegebenen Nummer der „Nation“ geschieht, als einen „hervorragenden Diplomaten“ zu bezeichnen. Leider hat gerade diese Bezeichnung in demokratischem Munde einen etwas fatalen Beigeschmack. Wenn wir nicht irren, war es Herr Virchow, der einmal erklärte, Bismarck sei ja ein ganz guter Diplomat, aber er gehöre als solcher doch einer Menschenklasse an, die sich eigentlich überlebt habe. In Zukunft, meinte er, werde es zur Regelung internationaler Angelegenheiten der Kniffe

und Praktiken dieser Herren nicht mehr bedürfen, sondern diese Regelung werde sich mit der größten Offenheit und Loyalität vor den Augen der ganzen Welt vollziehen können. Vielleicht ist dieser glückliche Zeitpunkt sogar schon gekommen, ohne daß die Herren Diplomaten, die nicht gern ihre Überflüssigkeit bekennen möchten, dies gemerkt haben, und die Lösung der deutschen Frage z. B. wäre am Ende ohne viele Spitzfindigkeiten nach der alten bewährten Methode der Fortschrittspartei möglich gewesen.

Wie eine solche Methode der Zukunft zu denken sei, darüber kann ein Vorschlag Auskunft geben, den ein früherer Parteifreund des Herrn Virchow kurz vor dem Ausbruche des dänischen Krieges im preussischen Abgeordnetenhause gethan hat. Dieser Vorschlag ging dahin, sich den Beistand Schwedens durch die Überlassung des freilich erst zu erobernden Sütländs zu gewinnen, welches man ihm ja nicht dauernd zu lassen brauche, sondern später gelegentlich wieder wegnehmen könne. Diesem Vorschlage gegenüber bezeichnete der Ministerpräsident, Herr von Bismarck, es als eine eigentümliche Navität unzünftiger Politiker, von der Tribüne aus dasjenige anzuführen, was, in dieser Weise ausgesprochen, die empfohlene Kombination gründlich unmöglich mache. Solche Dinge, wie die vorgeschlagenen, kämen wohl vor, aber wenn man solche Politik treiben wolle, so posaune man es wenigstens nicht von der Tribüne aus.

Daß auch bei Herrn Virchow das Verständnis für die Kunst des Staatsmannes, wie für die derselben analog und auch häufig, z. B. schon von Plato, mit ihr zusammengestellte Steuermannskunst nicht viel größer war, bekundet eine Äußerung desselben aus dem Jahre 1865 über die Politik der Regierung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, eine Politik, deren Erfolge damals ziemlich deutlich vor Augen lagen und die Fürst Bismarck später selber einmal als die glänzendste, weil vielleicht schwierigste seiner Ruhmesthaten bezeichnet hat. Der Herr Abgeordnete warf nämlich dieser Politik vor, sie sei keine konsequente gewesen und habe, je nachdem der Wind gewechselt habe, auch das Steueruder gedreht. Worauf der Angegriffene gelassen mit der Frage erwiederte: was man denn, wenn man zu Schiffe fahre, andres thun solle, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen wolle, was er andern überlasse.

Warum wir auf diese unliebsamen und längst verjährten Geschichten zurückkommen? Weil dieser durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte gründlich ad absurdum geführte und dadurch scheinbar vernichtete Dilettantismus erst neuerdings wieder einmal Spuren seines immer noch fortbauernenden Daseins uns vor Augen geführt hat. Es war in jener bekannten Reichstagsitzung, deren Datum für gewisse Leute hoffentlich stets etwas Dminöses behalten wird, wo man es unternahm, einem Minister, der als solcher eine zwanzigjährige Erfahrung für sich hat und zu dessen Fachkenntnis man deshalb einiges Vertrauen hegen darf, der aber außerdem zufälliger Weise noch die Eigentümlichkeit besitzt,

der größte Staatsmann seiner Zeit zu sein — wo man es unternahm, diesem Manne wohlmeinende Ratschläge zu besserer Verteilung der zu seinem Ressort gehörigen Geschäfte zu geben. Das unauslöschliche Gelächter, mit welchem jene Ratschläge zwar nicht von diesem Reichstage, aber von dem übrigen Deutschland, Europa, ja der Welt aufgenommen wurden, hätte die Herren belehren können, daß ein bißchen Dilettantismus sich zwar innerhalb der eignen vier Wände und auf der Bierbank recht gut macht, daß er aber unfehlbar vernichtendem Hohne anheimfällt, sobald er es unternimmt, auf den öffentlichen Markt hinauszutreten und die lustigen Gebilde seines impotenten Laiengehirns den soliden Schöpfungen eines anerkannten Meisters an die Seite zu stellen.



Mißbräuche des Lebensversicherungswesens.



us meiner Jugendzeit entsinne ich mich, daß ein verständiger Bauersmann, mit dem ich über Feuerversicherungswesen sprach und dem ich meine Bewunderung dieser trefflichen Einrichtung ausdrückte, mir antwortete: alle diese Versicherungsanstalten liefen eigentlich nur darauf hinaus, daß eine Anzahl „Herren“ bequeme und einträglich-e Stellungen hätten. Diese Ansicht schien mir damals entsetzlich altmodisch und thöricht, und auch heute noch gebe ich zu, daß sie mindestens sehr einseitig war; aber zu dem Standpunkte, anzuerkennen, daß der Mann nicht so ganz Unrecht hatte, bin ich heute doch auch gekommen.

Es ist mit dem Versicherungswesen eine vortreffliche Sache, und altmodische Leute, welche prinzipiell nichts davon wissen wollen, werden sich gewiß nur noch ganz vereinzelt finden. Wenn gewisse Lasten, welche unfehlbar die Gesamtheit treffen müssen, von denen man aber nicht im voraus wissen kann, welchen Einzelnen sie treffen werden, durch Versicherung in einer für niemand sonderlich drückenden Weise ihre Ausgleichung finden, so ist das gewiß die Befriedigung eines öffentlichen Interesses von allererstem Range; freilich ist dann immer noch, den heutigen Zuständen des Versicherungswesens gegenüber, die Frage gestattet, ob dieses ganze Gebiet nicht zweckmäßiger von der gesamten Öffentlichkeit, dem es dienen soll, auch betrieben werde, statt der Privatindustrie überlassen zu sein — eine Frage, die ich heute nicht weiter untersuchen will, da sich bereits die Parteipolitik ihrer bemächtigt hat. Nun kommt aber weiterhin eine Klasse von Versicherungsgeschäften, bei denen es sich nicht in gleicher Weise um ein Gesamt-, sondern nur um ein Einzelinteresse handelt, und wo die Fälle, gegen